

Was können wir tun?

Umstrategie für „gewünschte“ Zukunftsperspektiven der Gesellschaft

Dr. Friedrich Hinterberger

Präsident des Sustainable Europe Research Institute

Vorbemerkung

Die verschiedenen vorangegangenen Beiträge haben, zusammen genommen, ein sehr komplexes Bild über die „Zukunftsperspektiven der Gesellschaft“ gezeichnet: Von einer Kritik der reinen Ökonomik bis hin zur Liebe in den Zeiten der Globalisierung. All diese Beiträge zeigen Teilaspekte eines komplexen „Kuchens“, dessen innere Struktur durch die Betrachtung von verschiedensten Blickwinkeln besser verstanden werden kann als durch eine einzelne „Theorie“. Dennoch: All diese Betrachtungen bleiben was sie sind: Betrachtungen, die, im Kopf des Betrachters bzw. der Betrachterin entstanden, deren Sichtweisen wiedergeben. Es *gibt* weder Produktionsfaktoren, noch Sozialkapital, weder Konsumenten, noch bürgerliche Familien. Als WissenschaftlerInnen können wir Menschen, soziale Gruppen oder auch die Natur als das eine oder andere beschreiben und dadurch Einsichten gewinnen. Theorien beschreiben, wie wir denken, „Wirklichkeit“ sind sie nicht. Andererseits: Eine „gute“ Beschreibung der Welt, muss nicht dem entsprechen, wie die Welt sein „soll“. Die moderne Welt kann zum Beispiel durchaus als „sozial-darwinistisch“ beschrieben werden, auch (oder gerade) wenn man das Recht des (ökonomisch) Stärkeren als Funktionsprinzip der Wirtschaft ablehnt. Dafür braucht man ja Politik: um die Kluft zwischen „ist“ und „soll“ zu überbrücken.

Die Herausforderung, oder: der Kern des „Problems“

Deutsche und ÖsterreicherInnen sprechen gern von „Problemen“, wo Briten und Amerikaner von „challenges“, also Herausforderungen, sprechen. „Herausforderung“ klingt mehr nach etwas, das angenommen werden kann. Aber auch Probleme, so zumindest die Optimisten, sind dazu da, „gelöst zu werden“. Wo aber liegt die Herausforderung, bzw. der Kern des Problems? Dabei ist es zweckmäßig, die Situation in den „reichen“ Teilen der Welt von der in den „ärmeren“ Teilen zu unterscheiden. Beschäftigen möchte ich mich hier nur mit ersterem. Für den reicheren Teil gilt: Wie können wir, gesamtwirtschaftlich, allen Menschen, die einen „Job“ möchten, Arbeit geben, ohne gleichzeitig die natürlichen Grundlagen unseres Planeten zu verringern? Eine mögliche Antwort lautet: „Umverteilung“. Wirtschaft ist der Mechanismus, der uns erlaubt, arbeitsteilig gemeinsam genau das an Produkten und Dienstleistungen zu produzieren, was alle zusammen haben möchten. Offenbar ist es heute so, dass nicht alle „Arbeitskräfte“ gebraucht werden, um die Güter und Dienstleistungen zu erstellen, die nachgefragt werden. Technischer Wandel und damit verbundene Steigerungen der Arbeitsproduktivität sind ein Grund dafür. Ein anderer ist möglicherweise eine gewisse Sättigung auf Seite der „KonsumentInnen“. Wir wissen heute, dass ab einer bestimmten Grenze mehr Konsum nicht wirklich glücklicher macht (siehe etwa www.work-life-society-happiness.net) und viele scheinen das intuitiv zu wissen.

Freizeit und unbezahlte „Arbeit“ – für sich selbst, für Angehörige und die Gemeinschaft - wird offenbar von vielen, die ein bestimmtes Einkommensniveau überschritten haben, höher bewertet. So wird Sozialkapital aufgebaut, aber die kaufkräftige Nachfrage sinkt. Dies ist für den glo-

balen Ressourcenverbrauch und damit die Umwelt eine gute Nachricht. In dieser Situation zu fordern, wieder mehr zu arbeiten, um Wachstum und Arbeitsplätze zu schaffen, ist wirtschaftlicher Unsinn und ökologisch gefährlich. Dann aber ist die hohe Zahl von Arbeitslosen in Europa (wie auch die hohe Zahl von „working poor“ in den USA) eine Herausforderung, die nur durch „Umverteilung“ zu lösen ist, konkret: durch flexiblere, aber im Durchschnitt kürzere Arbeitszeiten sowie eine Umgestaltung des Systems der sozialen Sicherung.

Warum ist die Welt (noch) nicht „gut“?

Über die grundlegende Kritik an den „herrschenden“ Verhältnissen und was dagegen zu tun wäre, waren sich die TeilnehmerInnen der Tagung weitgehend einig: Das Preisverhältnis zwischen Ressourcen und Arbeit benachteiligt letztere, das globale Finanzsystem treibt die Entwicklung in die falsche Richtung, kurzfristiges Denken verstellt den Blick auf langfristig notwendiges, Sozialkapital müsse gestärkt werden. Die Erkenntnis, politische Rahmenbedingungen für das freie Spiel der Markt-Kräfte müssten in mehrererlei Hinsicht geändert werden, ist offenbar weit verbreitet. Warum ist die Welt dann immer noch nicht „gut“ oder zumindest auf dem richtigen Weg? Ein Grund liegt sicher darin, dass sich Interessensgegensätze auf tun zwischen denen, die Arbeit „haben“ und denen die Arbeit suchen, offenbar aber auch zwischen Arbeit und Kapital. Offensichtlich ist aber auch, dass nicht alle Menschen gleiche Möglichkeiten haben, ihre Interessen im Spiel der „freien Wirtschaft“ durchzusetzen. Ein anderer Grund liegt sicher in der Verbreitung des Wissens. So wichtig es ist, sich in akademischen Zirkeln über die Richtigkeit möglicher politischer Maßnahmen zu verständigen: Es reicht nicht aus. Ebenso wichtig ist die Verbreitung dieses Wissens in breite Kreise der Bevölkerung. Aber auch der Zugang zu den sog. Massenmedien ist offenbar nicht gleich verteilt.

Positive Zeichen?

Laut einer von Prof. Gehmacher zitierten Umfrage unter Nachhaltigkeitsexperten ist die Zahl derer, die sich konkret nachhaltig verhalten, heute noch relativ gering. Laut anderen Untersuchungen sind die Voraussetzungen allerdings heute schon viel besser (www.culturalcreatives.org). 20-25% der amerikanischen wie auch der europäischen Bevölkerung haben demnach Einstellungen, Werte und Lebensstile, die Umwelt, Beziehungen, Frieden und Gerechtigkeit höher halten als derzeit noch die Mehrheiten in den einzelnen Ländern. Ihr Problem, nein die Herausforderung: Sie wissen als einzelne, bzw. kleine Gruppen zu wenig über einander und damit auch über ihre eigentliche gesellschaftliche Bedeutung. 20-25% der Bevölkerung sind nicht nur politisch sondern auch wirtschaftlich ein nicht mehr zu vernachlässigbarer Faktor. Solange dieser in den sog. Massenmedien und damit im öffentlichen Bewusstsein nicht ausreichend Gehör findet, ist das neue Massenmedium Internet möglicherweise geeignet, sich über die eigenen (=gemeinsamen) Anliegen zu verständigen und so an Einfluss zu gewinnen. Intellektuelle Initiativen wie die des Club of Rome können dabei eine wichtige Katalysator-Rolle spielen.